

teten Türme und Gebäude keine Rolle mehr, obwohl doch gerade eine solche Ordnungslinie eine Option für die Anbindung einer Stadterweiterung an den alten Stadtkern gewesen wäre.

Übrigens lassen sich die Würzburger Türme im Gegensatz zu denen in Ochsenfurt von den Weinbergen aus hinter dem Hauptbahnhof gut einsehen. Man geht zu Fuß den Mittleren Steinbergweg zur Steinburg hoch und stößt dann auf der Hälfte des Wegs rechterhand auf einen großen Tabernakelbildstock von 1582. Wer sich allerdings jetzt andächtig in den dort eingemeißelten Spruch von der göttlicher Liebe vertieft, tappt in eine vielleicht bewußt gestellte Falle: In Gedanken verloren, den Kopf schuldbewußt gesenkt, wird er seinen Weg fortsetzen – und damit das *Alignement* verpassen; wer sich hingegen von dem schönen Bildstock abwendet und neugierig auf die Stadt hinunter blickt, wird die Stimmigkeit der nach der Schnur ausgegerichteten Türme, die hier wie eine Kaskade hintereinander aufsteigender Turmspitzen in

Erscheinung tritt, mit eigenen Augen überprüfen können. Der Ausflug lohnt, erweitert er doch in geradezu sensationeller Weise unser Wissen über historische Stadtbaukunst. Denn in dem Gewirr von Straßen, Dächern, Giebeln und Türmen ist in verblüffender Deutlichkeit plötzlich eine präzise abgesteckte Achse zu erkennen, also eine räumliche Ordnung, die wir, verhaftet in der klischeehaften Vorstellung von einer pittoresk verwinkelten, willkürlich gewachsenen Altstadt, dort keinesfalls vermutet hätten.

Literatur:

Günther Flierl: Historische Bau-Achsen in der Altstadt Würzburg; Würzburg-heute 55/1993

Gert Heinrich Kill: Die Rothenburger Messfigur, Ettlingen, 1999

Klaus Humpert / Martin Schenk: Die Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung. Das Ende vom Mythos der gewachsenen Stadt, Stuttgart 2001

Peter Högler

Ein Plädoyer für die (fränkische) Mundart

„Gor viela meena, Mundart wär' als Umgangssprach' nerr ordinär. Hochdeutsch allee wär nerr dia Sprach, mit der könnt' m'r Reklame mach!“

1. Hinführung

Die allmähliche Verfremdung auf dem Lande durch den relativ starken Zuzug einer nicht mehr dörflich geprägten Bevölkerung, die „Unterwanderung“ der ländlich-bäuerlichen Familien durch Einheirat „standesfremder“ Personen, insbesondere solcher, die aus einem nichtbäuerlichen Milieu stammen, die zahlreichen Medien (Presse, Funk und Fernsehen) und schließlich die oft abwertende, antimundartliche Erziehung gerade auch im

ländlichen Bereich und die immer wieder angeführte Argumentation, dass Mundart Schüler in ihrem schulischen und Jugendliche in ihrem beruflichen Fortkommen behindere, haben mich bewegt, ein Plädoyer für die Mundart zu halten.

Zum Geschichtlichen wäre zu sagen, dass bis zum Vordringen der neuhochdeutschen Sprache (Bibelübersetzung Martin Luthers) in Deutschland nur Mundarten gesprochen worden sind; es also in Deutschland nur Mundartlandschaften gab. Für Gottsched und Adelung galt die Mundart als „die Sprache des Pöbels“. Mit Hamann, Herder und Johann Peter Hebel stieg die Wertschätzung der Mundart. Dem Dichterfürsten Johann Wolfgang von Goethe war sie „ein Element, aus welchem die Seele ihren Atem schöpft“¹⁾.

Mundart (oder Dialekt), so der Versuch einer Definition, ist eine regionaltypische, orts-, zeit- und sozialgebundene Sprache, die sich von der geregelten Schriftsprache abhebt²⁾. Mundart ist eine Sprachform, die lokal oder regional gebunden ist und besonders im privaten Bereich oder am Arbeitsplatz von Trägern manueller Berufe (besonders in der Landwirtschaft oder im Handwerk) gesprochen wird³⁾.

„Mundart lebt im gesprochenen, lebendigen Wort, wie die Mundart eben ausschließlich Sprechsprache ist. Wesentliches kann ein Druck nicht fassen: den Tonfall, die Sprachmelodie, die Variationsbreite der Vokale, die Differenziertheit der Konsonanten. Das Alphabet der Schriftsprache reicht nicht aus, die verschiedenen Tonlagen wiederzugeben. Die Versuche der Mundartdichter, das Gesprochene, vor allem das Klingende schriftlich zu fixieren, gleichen besten Fall den Noten einer Partitur, die nur zum Klingen gebracht werden kann, der mit solcher Sprachmusik intim vertraut ist. Die Mundart braucht also, um recht erfasst zu werden, den mündlichen Vortrag⁴⁾. Da mit dem allmählichen Schwinden der Mundart⁵⁾ ein wesentlicher, landschaftsprägender Bestandteil einer Region verloren geht, möchte ich mit einigen Gedanken und mehr noch durch Beispiele versuchen, Wert und Einzigartigkeit der fränkischen Mundart bewusst zu machen.

Die Mundart, in der sich das Typische einer Region, Berufsstand, Zeit- Orts- und Sozialgeschichtliches widerspiegeln, ist nicht nur eine lebendige Ausdrucksform einer ländlich-bäuerlichen-handwerklichen Kultur, sondern auch Träger von Sinnhaftigkeit und Überlieferung; sie tradiert Volksweisheit in Redewendungen und Sprichwörtern, sie gewährt Einblick in das Denken und Fühlen des Volkes, gewährt einen Einblick in die Sprachkraft des Volkes und vermittelt Vertrautheit und soziale Nähe. Ein besonderer Vorzug ist ihre spontane Anwendung, ursprüngliche Frische und natürliche Volksnähe. Der wesentliche sprachliche Besitz der Mundart sind Bilder, Metaphern, Gleichnisse und Umschreibungen einer die gleiche Sprache sprechenden Gruppe. Die Mundart lebt nicht, weil die Sprecher nicht anders sprechen können, son-

dern weil sie in der gegebenen Situation nicht anders sprechen wollen⁶⁾.

2. *Etwas über die Bedeutung der Mundart*

Die Beschäftigung mit Mundart bedeutet, wie bei anderen Fremdsprachen auch, einen bewussten Umgang mit Sprache; in der Auseinandersetzung mit ihr erschließt sich der Reichtum der mundartlichen Literatur und belegt eine einzigartige, teilweise sehr verdichtete, knappe, bildhafte und sprachschöpferische Ausdruckskraft von Sprache. „Anders als Schriftsprache verschafft Mundart weit stärker Identität, Heimatgefühl und eine deutliche Einbindung in das soziale Umfeld der Region⁷⁾. Mundart ist wesentlicher Teil des unverwechselbaren Charakters einer Region. Der heimatliche Klang des gesprochenen Wortes vermittelt Geborgenheit und Wohlgefühl. Was sollte man beachten?

Mundart

1. ist für zahlreiche Kinder Muttersprache und für viele Eltern und Großeltern die einzig geläufige Umgangssprache; eine Geringschätzung ist deshalb verwerflich,
2. erschließt Lebensbedingungen und Gewohnheiten der Altvordern und gewährt Einblicke in das Denken und Fühlen,
3. ist immer noch eine lebendige Ausdrucksform breiter Bevölkerungsschichten und der ländlich-bäuerlichen-handwerklichen Kultur,
4. erweitert durch ihre sprachliche, inhaltliche und gehaltliche Erschließung den Erfahrungshorizont,
5. auch Mundart trägt zur Sprachkompetenz bei,
6. ist Träger von Kultur, Sinnhaftigkeit und Überlieferung,
7. steht in engem Zusammenhang von Gefühl, Gestaltungskraft und Phantasie,
8. hat „vergemeinschaftende Kraft und ist Repräsentation der Zugehörigkeit“⁸⁾,
9. ist für viele, auch für die Schüler, ein wesentlicher Bestandteil ihrer Identität

10. ist unverwechselbarer Bestandteil einer Region; in ihr spiegeln sich Einzigartigkeit und das Typische einer Region wider. Sie weist landschaftliche Besonderheiten und Eigenheiten auf und zeigt eine große Vielfalt an Ausdrucksformen,
11. bietet den Schülern die Möglichkeit einer Selbstdarstellung und Selbstbestätigung. Der Schüler, dem die Mundart geläufig ist, kann zeigen, dass er auch etwas kann und
12. die Mundartdichtung (die Autoren mit eingeschlossen) ist wesentlicher Bestandteil eines regionalen Kulturraumes und deshalb auch Teil der deutschen Literatur.

3. Voraussetzungen

1. Der Familie, dem Kindergarten und der Grundschule kommen eine wichtige Schlüsselstellung zu, weil sie Institutionen sind, die bei den Kindern eine grundlegende Bild von der Welt anbahnen und entwickeln. Gravierende Einschränkungen, Missachtungen und Defizite von Erfahrungen in dieser Zeit wirken sich für die zukünftige Entwicklung und Einstellung negativ aus.
2. Eine gute Förderung der lesetechnischen Voraussetzungen ist wichtig. Die lesetechnische Bewältigung von Texten sollte keine Schwierigkeiten bereiten.
3. Mundart sollte respektiert und nicht geringerschätzig gehalten werden.
4. Mundart sollte im angemessenen Rahmen immer wieder gesprochen und gepflegt werden.
5. Für die Mundartpflege sind sprachliche Vorbilder sehr wichtig.
6. Die Schüler und Erwachsenen sollten sich mit der Literatur zeitgenössischer Mundartdichter vertraut machen.
7. Schüler sollten behutsam zur Hochsprache hingeführt werden, ohne dabei die Mundart zu verdrängen. In der Vermittlung eines Sprachgefühls für beide Sprachen liegt der goldene Mittelweg.

4. Ausdrucksformen

1. Lyrik (zeigt wohl das breiteste Spektrum). Sie reicht vom Lyrisch-Sentimentalen, dem reinen Empfindungsgedicht, von der Versidylle, bis zum Versuch, mit der regionalen Sprachsubstanz auch die Themen unserer Zeit zu erfassen.
2. Prosa (ist weniger vorhanden).
3. Dramatische Texte (Volkstheater, Schwänke, Possen, Volksstücke, Brauchtumsspiele u. a.). In Dramen, wie z. B. bei Gerhart Hauptmann, wird Mundart sozialkritisch eingesetzt. Mit ihr charakterisiert der Autor die soziale Situation.
4. Spruchdichtung: Bauern- und Wetterregeln und Volksweisheit in Redewendungen und Sprichwörtern.
5. Liedgut, wie es sich im regionalspezifischen Volkslied zeigt. Es fehlt leider an entsprechender Chorliteratur für Männer- und gemischte Chöre (liegt wohl auch daran, dass das Volkslied meist nicht vierstimmig gesungen wurde). Manche Chöre meinen, das Volkslied und sein mundartlicher Text liege unter ihrem Niveau.

5. Was ist zu beachten?

1. Frühzeitig sollte Freude an der Mundart und an mundartlichen Texten geweckt werden. Ein Manko ist, dass ein Mangel an entsprechender mundartlich geprägter Kinderliteratur festzustellen ist. Die Ansprüche an die lesetechnische Bewältigung möchte ich noch einmal hervorheben.
2. Natürlich sind auch Ansprüche an der Inhalt zu stellen. Es ist zu empfehlen, insbesondere für Schüler der Grundschule, eine Sammlung von passenden, altersangemessenen Texten anzulegen; dabei sind kindliche Erfahrungs- und Interessensbereiche und das Leistungsvermögen einer inhaltlichen Erfassung und der lesetechnischen Bewältigung zu beachten.
3. Die regionaltypischen Unterschiede eines Sprachraumes sind zu beachten. Gute Mundartsprecher, die fähig sind, Texte zu „transponieren“, sind in die Klasse oder zu örtlichen Veranstaltungen zu holen (als

Ersatz könnten eventuell Tonträger eingesetzt werden). Von guten Mundartsprechern aus dem lokalen Bereich könnte man Texte bearbeiten lassen; dabei sollte auch immer die Frage nach der Originalität gestellt werden.

4. Die aus dem grundlegenden Literaturunterricht bekannten Texterschließungsmethoden sind zu verwenden.
5. Mundartworkshops (Arbeitskreise) sind einzurichten.
6. Vermittlung einer breiten Akzeptanz in allen Schichten der Bevölkerung ist anzustreben.
7. Die Schulen sind angehalten, den verbindlichen Lehrauftrag, z. B. im weiterführenden Lesen und im Musikunterricht zu erfüllen: „Bei der Auswahl der Lese-stoffe bezieht der Lehrer die Vielfalt der Textarten ein. Er verwendet Texte, die dem Kind den Reichtum der Literatur und die Kraft der Sprache nahe bringen. Der Bezug zur Heimat, zum Jahreskreis und zum christlichen Gedankengut ist dabei angemessen zu berücksichtigen. Bayerische (fränkische) Lieder sind entsprechend zu berücksichtigen. Im HS-Lehrplan wird ausgesagt, dass Mundart seine Berechtigung habe.“
8. Dem Auswendiglernen sollte man wieder ein größeres Augenmerk und eine größere Gewichtung zukommen lassen.
9. Mundartbeiträge sind bei den verschiedensten Veranstaltungen zu verwenden und zu pflegen (Familienfeiern, Ortsfeste, Heimatabende, gutes Volkstheater, Jubiläen u. a.).
10. Die sprachliche Vielseitigkeit (Schrift- und Fremdsprache und Mundart) ist anzustreben.

6. Problematik

Die bildhafte Sprache, die aus dem ländlich-bäuerlichen Milieu stammt und sich durch die zahlreichen Änderungen im täglichen Leben und in der Arbeitswelt oftmals erheblich vom gegenwärtigen Sprachgebrauch abhebt, kann nicht immer erschlossen werden, weil Primärerfahrungen, früher gän-

gige Begriffe, Einsichten und Kenntnisse aus dieser Lebens- und Arbeitswelt fehlen.

Ebenso geht es mit der Erschließung und Aktualisierung der vielen, in der Mundart vorhandenen Metaphern (Verbildlichungen), in denen generationslange Erfahrungen und Weisheiten tradiert werden. Dr. Johannes Pfeufer, Rittershausen, meint: „Dia Sprüch-wörter senn all ausgeprüft!“⁹⁾

Es wäre schade, wenn dies alles verloren ginge. Mit dem Verlust der Mundart würde unsere fränkische Heimat ärmer sein.

Zum Schluss möchte ich noch eine Binsen-wahrheit anführen:

„Wiederentdeckung und besondere Wert-schätzung der Mundart sind, wie in vielen andern Bereichen auch, meist an ihren Ver-lust gebunden!“

Anmerkungen:

- ¹⁾ Abschütz Albin., Die Deutsche Dorfsprache in der Schule, in: Bayerische Wochenschrift für Pflege von Heimat und Volkstum, Amtl. Nachrichtenblatt der Wörterbuchkommission der Bayer. Akademie der Wissenschaften in München, München 2/1931, S. 73. ff.
- ²⁾ Der große Herder, Bd. 6, Sp. 754, Freiburg 1957.
- ³⁾ Wörterbuch von Unterfranken – Eine lexikographische Bestandsaufnahme; zusammengestellt von Monika Fritz-Scheuplein, Almut König, Sabine Krämer-Neubert und Norbert Richard Wolf, Würzburg 1996.
- ⁴⁾ Mundartdichtung, in: Krywalski, Diether, Handlexikon zur Literaturwissenschaft, München 1976, 2. Auflage, S. 336 ff.
- ⁵⁾ Die Allensbacher Demoskopien haben es aber belegt, dass dem Dialekt auch in unserem Lande immer noch ein hoher Stellenwert zukommt. Mögen Sprachpuristen gelegentlich die Nase über selbigen rümpfen und ihn als Ausdruck provinziellen Denkens abqualifizieren, so wird er nach wie vor mit Hingabe gepflegt (Mainpost vom 12. 12. 1998).
- ⁶⁾ Krywalski, ebenda.
- ⁷⁾ Rüdiger Freiherr von Neubeck, in Mainpost vom 12. 12. 1998.
- ⁸⁾ Krywalski, ebenda.
- ⁹⁾ Pfeufer, Johann, Rhönerisch und Fränkisch, eine vergleichende Volkskunde, Kallmünz 1934

Leben und Werk der fränkischen Bildschnitzerfamilie Brenck

Mit einer Sonderausstellung erinnert das Fränkische Freilandmuseum an das Leben und Werk der fränkischen Bildschnitzerfamilie Brenck im 17. Jahrhundert: Die Schau ist vom 29. Juni bis 15. Dezember 2002 in Bad Windsheim und dann vom 23. März bis 9. Juni 2003 im Obermainmuseum in Kulmbach zu sehen.

Im 17. Jahrhundert entstanden sehr viele protestantische Gotteshäuser, die gerade in Franken oft mit dem Namen der Schreiner- und Bildschnitzerfamilie Brenck verbunden sind, die über vier Generationen fünf Bildschnitzer von außergewöhnlichem Talent hervorbrachte. Mit ihren Kanzeln, Altarretabeln, Epitaphien und Taufsteinen prägten die Brencks in der Zeit zwischen Spätrenaissance und Barock fast 100 Jahre lang maßgeblich die fränkische Kunstlandschaft. Stammvater der Brencks ist ein Peter Brenck, der in Oberrhein geboren worden war und als Bäckerknecht am 20. Januar 1562 Esther Kraft in Windsheim heiratete. Sein zweitältester Sohn ist der erste Künstler der Familie, der 1564 oder 1565 geborene und am 22. oder 23. August 1635 verstorbene Georg Brenck der Ältere. Seine beiden Söhne, Georg Brenck der Jüngere (8. 7. 1593 – 1639) und Hans Brenck (5. 6. 1604 – 5. 11. 1674), haben auch nach einer Schreiner Ausbildung als Kunsthandwerker gearbeitet. Hans Brenck schaffte den Aufstieg zum „fürstlich Brandenburgischen Höflichdner“ in Bayreuth. Der Sohn von Hans Brenck, Hans Georg Brenck (7. 6. 1632 – 18. 11. 1697) setzte die Familientradition fort, ebenso wie auch dessen Sohn Hans Georg Brenck, von dem nur das Taufdatum 11. 8. 1657 in Kulmbach nachgewiesen ist.

Georg Brenck der Ältere und der Jüngere bereicherten im Eindruck des 30-jährigen Krieges die Kirchen des mittel- und unterfränkischen Raumes. Hans Brenck, sein Sohn Hans Georg und der gleichnamige Enkel schmückten hauptsächlich Kirchen rund um Kulmbach und Bayreuth. Als Material für



Leihgabe aus dem Ansbacher Markgrafen-Museum: Eine Kreuzigungsszene mit drei Stifter-Figuren, die unter dem Kreuz beten. Dieses um 1615 entstandene Relief war wohl Teil eines Epitaphs, dessen Standort in Ansbach nicht mehr feststellbar ist.

Foto: Alexander Biernoth

ihre Kunstwerke verwendeten alle Brencks neben Holz und Stein auch Alabaster.

Die Ausstellung im Freilandmuseum in Bad Windsheim gibt erstmals einen repräsentativen Überblick über das Schaffen aller Familienmitglieder. Im Mittelpunkt der Ausstellung stehen ein Altaraufsatz mit einer Weltgerichtsszene, der ursprünglich für die Ansbacher Heilig-Kreuz-Kirche angefertigt worden war. Aber auch die aufwendig dekorierte und restaurierte Kanzel aus der Windsheimer Spitalkirche ist ein Blickfang der Ausstellung.

Trotz ihres protestantischen Glaubens liebten auch zahlreiche katholische Herrschaften, wie Domkapitulare aus Würzburg und Bamberg, bei den Brencks sakrale Kunst herstellen.